Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 40 (1969)

Artikel: Aus vergangenen Tagen
Autor: Geissberger, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918214

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

übertreffen. Dazu sind Ediths Variationen jetzt schon reicher und origineller. Es war eines meiner ersten Anliegen, seine anfänglich begreifliche starke Anlehnung an die Vorbilder von Regez zur Eigenständigkeit zu lösen. Dies ist jetzt schon weitgehend geglückt, und wir dürfen sicher eine eigentliche ‚Wiedemeiersche Kunst' erleben. Weiterhin möchte ich nach Möglichkeit darüber wachen helfen, daß das zarte Kind durch die Publizität in seinen Kräften nicht überfordert wird. Die Gefahr besteht, da die zugemuteten, z. T. unvernünftigen Aufträge von nicht immer Kunstverständigen ins Uferlose anwachsen und abgewehrt werden müssen; denn Edith soll in erster Linie Kind bleiben dürfen.»

AUS VERGANGENEN TAGEN

VON HEINRICH GEISSBERGER

Jetzt bin ich 89 Jahre alt. So vor 50, 60 Jahren pflegte ein älterer Freund jeweilen zu mir zu sagen: «Jungsein ist alles!» Ich habe mich bemüht, beim Älterwerden jung zu bleiben. Ich glaube, es ist mir einigermaßen gelungen. Gesundheit, Frohmut und Sinn für Humor haben dabei mitgeholfen. Immerhin merke ich jetzt, daß der Wanderschritt langsamer und der Stock zum beständigen Begleiter wird. Auch das Gedächtnis hat abgenommen, ist unsicher geworden, namentlich für Dinge, die in der Gegenwart liegen. Wenn ich in den obern Stock meines Hauses hinaufgehe, weiß ich, oben angekommen, oft nicht mehr, was ich eigentlich holen wollte. Wenn ich in die Tiefe, in den Keller gehe, versagt das Gedächtnis nur selten. Zwar kann es vorkommen, daß ich statt einer Flasche Goffersberger, die ich mit meinen Freunden trinken wollte, eine Flasche Brestenberger bringe – aber man kann ja auch mit dem anfangen.

Fast gar nie versagt das Gedächtnis, wenn ich in die Tiefe der Vergangenheit, so in die Zeit vor 50, 60 Jahren zurück schaue, in die Zeit,

da ich jung, froh und lebenshungrig nach Lenzburg kam. Wenn ich eine Photo aus jener Zeit betrachte, muß ich wehmutsvoll lächeln. Den Kopf schirmt eine Haarfülle, die für einen Pilzkopf mehr als genügt hätte. Der Scheitel zog sich mitten durch – er hat sich im Laufe der Jahrzehnte beidseitig erweitert – und ein Bart umrahmt das Gesicht. Vollbart darf ich ihn wohl nicht nennen; denn er war noch unterentwickelt und konnte keineswegs in Konkurrenz treten mit dem meines Kollegen, des würdigen Rektors Keller-Ris. Wie ich diesen Bart fing? Als ich 1903 an der damals so ruhigen Sorbonne in Paris studierte, war es wieder einmal Mode, Bärte zu tragen. Es war das einzige, wo ich bei meinen finanziellen Verhältnissen in der Mode mitmachen konnte. Es brachte mir ja monatlich noch einen Eintritt ins «Moulin rouge» ein, denn die Ausgaben fürs Rasieren fielen weg und für die Bartpflege gab es keine. Man ließ wachsen, was kam. Ich kann nicht gerade sagen, daß ich auf meinen Bart stolz war. Natürlich machte einer, der aus Paris kam und einen Bart trug, bei seiner Heimkehr ins Juradorf etwelches Aufsehen. Der Vater sah den Sohn etwas merkwürdig an und meinte, als dieser seinen Bart mit Sparsamkeitsgründen verteidigte: «Von Deinem Sparen in Paris haben wir nichts gemerkt; aber soviel hätten wir dem andern schon noch beigelegt, daß es gereicht hätte, eine solche Gesichtsumrahmung zum Verschwinden zu bringen.» Item, der Bart blieb, blieb auch die zwei Jahre, wo ich an der Evangelischen Lehranstalt in Schiers im Bündnerland unterrichtete, und dort war er wohl angebracht. Er machte mich älter und würdiger. Ich brachte ihn mit nach Lenzburg. Er legte wohl für mich kein Plus ein bei der Probelektion, obwohl er da bei der Deklamation von G. Kellers Gedicht Schlafwandel: «Im afrikanischen Felsental marschiert ein Bataillon . . .», das ich zu behandeln hatte, einigermaßen zur Szenerie paßte. Nur ein halbes Jahr blieb der Bart noch. Ich merkte gar bald, daß er meine allmählich wachsenden Bestrebungen, mich aus dem ledigen Stand zu flüchten, nicht begünstigte. Wir haben in der Schule Chamissos Gedicht «Der rechte Barbier» behandelt. Darin heißt es:

«Und soll ich nach Philisterart
Mir Kinn und Wange putzen,
So will ich meinen langen Bart
Den letzten Tag noch nutzen.»

Das habe ich auch mit meinem weniger langen gemacht. In den Herbstferien meines ersten Schuljahres in Lenzburg (1906) nahm ich an einem Turnkurs in Baden teil. Ich kam an die Spitze der Turnerschar – der Länge, nicht der Leistung wegen –, war der einzige Bärtige im Kurs und daher begreiflicherweise allerlei Neckereien ausgesetzt. Am Tage des Abschlusses fand im «Engel» beim Bauernfänger Hauri, dem

damals wohl populärsten Gastwirt in Baden, ein Essen statt. Auf Umwegen hatte ich erfahren, daß in einer großangelegten Schnitzelbank der Bärtige besonders berücksichtigt werde. Kurz vor 12 Uhr ging ich zum Coiffeur Wildermuth neben dem «Engel» und ließ mich rasieren. Als ich bartlos in den Spiegel schaute, kam ich mir ganz fremd vor. Draußen auf der Straße traf ich einen Kursteilnehmer, der glaubte, irgend einen Bekannten zu sehen, und mir mitteilte, er sei in Baden an einem Turnkurs. Ich wartete, bis die Tafelrunde vollzählig war, öffnete die Saaltüre und schritt würdevoll durch die Reihen. Das Hallo wollte nicht enden, als sie dann merkten, wer der Bartlose war. Den Bärtigen ihrer Schnitzelbank konnten sie nicht rasieren. Jetzt hatten die Spötter den Bart gefangen.

Mit dem Anfang des Herbstquartals wurde an der Bezirksschule ein neuer Lehrer eingeführt. Alle Bezirksschüler versammelten sich im Singsaal des neuen Gemeindeschulhauses am Angelrain; denn im düstern Bezirksschulhaus waren für solche Anlässe keine geeigneten Räume. Als ich oben zum Fenster hinauslehnte und auf die zuströmende Schülerschar hinunter sah, hörte ich, wie einer meiner Schüler auf mich hinwies und zu seinem Kameraden sagte: «Sieh! Dort ist der Neue!»

Wehmutsvoll betrachte ich gelegentlich die vergilbte Photographie aus der bärtigen Zeit. Schade nicht um den Bart, aber daß man so frohe, unbeschwerte, glückliche Jugendjahre nur in der Erinnerung zurücknehmen kann. Ja, das waren schöne, frohe Zeiten, vor dem Ersten Weltkrieg, am Anfang unseres Jahrhunderts. Lenzburg hatte damals – ich kam 1906, sechsundzwanzigjährig dahin – eine Mädchen- und eine Knabenbezirksschule. Ich unterrichtete in den beiden obern Klassen der Mädchenbezirksschule und den beiden untern der Knabenbezirksschule. In den obersten Klassen waren in den ersten Jahren selten mehr als zwölf Schülerinnen – einige leben heute nicht mehr, zwei sind Urgroßmütter. – Mit welcher Begeisterung, welchem Eifer nahmen sie hin, was ihnen auch voll Begeisterung von den Schätzen deutscher Dichtung geboten wurde. Ich mußte nur wehren, daß sie nicht zu lange Aufsätze schrieben, zu viele Gedichte auswendig lernten. In gleicher Weise konnte ich meinen Zweitkläßlerbuben mit Kiplings Dschungelgeschichten und den Helden der Nibelungensage Freude bringen. Natürlich durfte auch der Lehrstoff, bei dem das Müssen vor dem Dürfen kam, nicht benachteiligt werden. Ich wußte noch nichts vom programmierten Unterricht, und die reimlose, rhythmikfreie Lyrik – oder ist es Epik? – lag noch in schüchtern Anfängen. Sie mutete mich fremd an und hätte sich auch nicht zum Auswendiglernen geeignet. Doch ich will mich nicht in die Irr- und Wirrgänge der Literatur und der Pädagogik vertiefen. Ich weiß, daß ich auf so manchen Gebieten, auf denen ich einst glaubte, fest und sicher zu stehen, heute zu den Unterentwickelten gehöre. Ja, es

war eine schöne, frohe Zeit damals am Anfang des Jahrhunderts, und wenn mir eine gütige Fee einen Wunsch erfüllen könnte, so müßte sie mir so etwa einen Monat – Sonntag und Werktag – aus jener Zeit zurückgeben, und dann würde ich noch um eine Zugabe von acht Tagen Tessinerwanderungen bitten.

Ja diese Tessinerfahrten, die aus der Enge des düstern Schulhauses in die Schluchten und auf die Höhen und an die sonnigen Gestade der Seen führten und da nicht an der Table d'hôte endeten, sondern in kastanienbaumverborgenen Grotten, in einsamen Alphütten oder im zurecht gemachten Freiluftquartier, sind mir unvergeßlich. Aus der Fülle dieser Fahrten sei eine herausgehoben. In den Sommerferien fuhren mein auch tessinbegeisterter Kollege Dr. Güntert und ich nach Bellinzona. Wir hatten die Absicht, von dort über Locarno, Ascona, Brissago, dem See entlang nach den Borromäischen Inseln zu wandern; denn im Tessin war für uns nur die Gotthardbahn für den Zubringerdienst vorhanden. Auf einmal merkten wir, daß wir zu viel nach Süden abgebogen hatten und keine Brücke mehr über den Tessin führte. So schlimm war das nun nicht, wir wanderten einfach auf dieser Seite des Sees südwärts. So ging's über Magadino, Vira, Gera, weiter von Dorf zu Dorf. Es war damals eine stille Gegend, gab wenig Feriensiedler, und das deutsche Wirtschaftswunder, das in den letzten Jahrzehnten gerade hier sich mit seinen Villen in und zwischen den Dörfern baulich und sprachlich eingenistet hat, störte noch nicht. Es war drückend heiß, die Straße staubig und der schwere Rucksack wurde zur Traglast. Das lustige Bähnlein, das von Bellinzona nach Luino führt und oben am Hang hinfauchte, und aus seiner Minilokomotive eine gewaltige Rauchwolke stieß, kam ab und zu in Sicht und schien uns zuzurufen: «Warum nicht mir die Ehre geben und einsteigen, es sind ja Stationen genug da und eine in Sichtweite der andern: Vira, Gera, Ranzo und jenseits der Grenze auf dem Vorsprung in den See hinaus Pino. Kommt, es ist Platz da, mehr als mir lieb ist.» Wir wollten fest bleiben, obwohl es immer mühsamer ging, der Rucksack drückender wurde und der Schweiß das Gesicht badete. Uns so hinschleppend, kamen wir zur Station Pino, einer düstern Bretterhütte, in der eine wackelige Holzbank nur für Übermüdete ein erfreulicher Anblick war. Wir warfen unsere Rucksäcke auf den Boden und uns auf die Bank. Wir hatten Italien erreicht, nicht als Sieger, nein, als Besiegte, als Fußvolk, das nicht mehr vorrücken konnte. Wir hatten nun genügend Zeit, uns zu entstauben und in Form zu bringen; denn auf einem halb losgerissenen, zerkritzten Anschlag konnten wir herausfinden, daß erst in einer Stunde ein Züglein südwärts fuhr. Unsere ausgetrockneten Kehlen besänftigten wir mit dem Rest des noch in den Feldflaschen vorhandenen und halb Glühwein gewordenen Merlot. Was nun weiter? Ganz einfach! Wir fuhren mit dem Bähnlein

nach Luino und von dort mit dem Schiff hinüber zu den Palästen und Gärten der Borromäischen Inseln, unserem Reiseziel, das wir ursprünglich mit dem Wandern auf der rechten Seeseite hatten erreichen wollen. Also mußten wir zunächst ein Billett haben und waren in der italienischen Sprache dürftige Anfänger. Ich sollte das besorgen, formte die italienischen Brocken zu einem Satz: «Prego, Signore, due biglietti, solamente andare per Luino.» Ich wiederholte ihn, pochte an das Holzbrett, das wahrscheinlich den Schalter verdeckte, denn dahinter hatte sich etwas gerührt. Nach weiterem Klopfen wurde das Vorbrett in die Höhe geschoben, die Schalteröffnung wurde sichtbar. Ich stieß meinen so gut vorbereiteten Satz: «Prego, Signore, due biglietti per Luino, solamente andare» – durch die Öffnung. «Una e mezzo!» tönte es mir entgegen. «Jetzt hat er dich doch nicht verstanden», meinte ich, «und will dir nur ein und ein halbes Billett geben (una e mezzo).» Also muß ich ihm klar machen, daß ich zwei ganze will. «No, signore, due biglietti, uno per me, e l'altro per il mio amico, è grande comme io.» – «Una e mezzo, pagare!» Jetzt begriff ich, daß er eine und eine halbe Lire wollte, suchte im italienischen Gehalt meines Portemonnaies das Kleingeld zusammen, erhielt die Fahrkarten, und wir fuhren Luino zu. Wir hatten unserem Vorsatz: «Nur zu Fuß» nicht treu bleiben können. Auch von Luino aus hatten unsere übermüdeten Füße Ruhe; denn die «Italia» führte uns an die Wundergestade der Borromäischen Inseln. Als wir in Pallanza ausstiegen und uns vor dem Hotel San Gottardo auf ein Bänklein setzten, das rot zwischen den hohen Palmen des Strandweges lockte, – welche Überraschung! Hinter uns, im Vorgarten des Hotels entdeckten wir unsern ältern Lenzburger Kollegen, Dr. Riniker, der hier in den Ferien weilte. Wir trauten zuerst unsern Augen nicht. Aber doch, es stimmte in Größe und Form, die nicht zu verkennen waren. Welche Freude, welche stürmische Begrüßung! Dr. Riniker, der seit Jahren an der Lenzburger Bezirksschule in Italienisch, Französisch und Geographie unterrichtete, war in jener Zeit, da die Lehrer nicht weniger wanderlustig waren als heute, aber selten über die Landesgrenze hinauskamen und in den Ferien irgendwo in Rhodos, Spanien, Ägypten, in der Wüste oder im hohen Norden landeten, ein Original. Er fuhr viel in der Welt herum, nicht im Auto, das damals noch ein vielbestauntes Ding war, sondern auf einem Fahrrad und was für einem! Es war von außerordentlicher Größe und Konstruktion. Zu beiden Seiten reichten breite Ledertaschen, in denen viel untergebracht werden konnte, beinahe auf den Boden. Jetzt trafen wir ihn hier ohne Rad, unter Palmen. Als der Kellner kam, mit dem er gut bekannt und vertraut zu sein schien – er übte wohl mit ihm sein Italienisch – wies er auf uns hin und sagte: «Das sind meine Söhne. Kann ich nicht stolz auf sie sein?» Er ließ aber nichts auftragen. Wir waren nicht mehr müde, die Seefahrt hatte uns erfrischt und hungrig

gemacht, und im Bestellen nicht zimperlich – wohl mit Hintergedanken. – Wir nährten uns redlich. Redlich ist eigentlich nicht das richtige Wort, wie man sehen wird. Kurz vor unserer Abreise, Gläser und Teller waren leer, wollte unser Kollege, der auch ein guter Photograph war, uns eines seiner Meisterwerke zeigen. Er ging auf sein Zimmer, um es zu holen. Zu dem abräumenden Kellner sagten wir: «Era buona la colazione; il padre paga.» («Der Imbiß war gut; der Vater bezahlt.») Wir hätten es auch deutsch sagen können, aber wir wollten uns im «wirtschaftlichen Italienisch» üben. Hatte Dr. Riniker mit seinen Söhnen geprahlt, machten ihm diese jetzt die Rechnung. Er kam, zeigte uns die Photo, machte aber keinerlei Anstalten, die Zeche zu begleichen, glaubte wohl, wir hätten das getan, als er die Photo suchte. Er war von sparsamer Art. Überdies hatte er uns auch nicht eingeladen. Wir nahmen herzlich Abschied. A rivederci a Lenzburg! Außer Seh- und Hörweite mutmaßten wir, ob dem «Vater» die Ausgabe für die Söhne auf der Hotelrechnung gebucht worden sei, oder ob er sie gleich nach unserem Weggehen beglichen habe. Item, wir hatten an unserem Spaß Freude, eine höllische Freude.

Nach einem kurzen Aufenthalt auf der Isola bella ging es heimwärts, zu Fuß dem rechten Seegestade nach, und es wurde uns so recht bewußt, warum der See seinen Namen hat. Bei Brissago kamen wir wieder ins Vaterland, verweilten noch einige Stunden in Ascona, wo wir merkten, daß da nicht unser Milieu war. Wir melden Frau Pfarrer Lochbrunner in der Rathausgasse, wo wir zu Hause unsere Zimmer hatten – der eine eines nach vorn, der andere das nach hinten –, unsere Ankunft und fügten bei:

Am Strande von Ascona
Gänd andere de Ton a!

Wir wanderten nach Bellinzona, wo die Gotthardbahn, unsere Zubringerbahn, jetzt Heimbringerin wurde.

Am ersten Schultag nach den Ferien, als wir Lehrer im mittleren Gang des alten Schulhauses am Frontfenster standen und die Neunuhrpause verlängerten, löste unsere väterliche Geschichte am meisten Heiterkeit aus. Und jetzt kam vom obern Gang Dr. Riniker. Er merkte, warum das Lachen anschwoll. Mit sauersüßer Miene trat er zu uns. Ob er wohl die väterlichen Ausgaben, die er sicher gebucht hatte, nachträglich noch einziehen wollte? Er fand aber, es sei besser mitzulachen. Nun mußten wir das Feld räumen. Vom «Pilsnerstübli» her, in dem in vergangenen Zeiten die Lenzburger Prominenz Tabak schnupfte, kam ein gewichtiger Schulpfleger. Er hatte wohl die «Überzeitlichen» bemerkt, schaute dann aber nicht mehr zu uns hinauf, sondern steuerte auf die Wettersäule zu, die in der Mitte des Schulhausplatzes stand, der damals ungefährlicher Pausenspielplatz sein konnte. Der Pfleger klopfte am

Barometer, dann zog er seine Uhr hervor und schaute zur großen Schulhausuhr über unsern Köpfen. Ob er wohl die eine nach der andern richten wollte? Oder wollte er etwas anderes kontrollieren? Wir verstanden die Zeichensprache, verzogen uns in die Schulzimmer im Hintergrund zu unsern lärmenden Schülern, die sich wohl auch allerlei Ferienerlebnisse zu erzählen hatten.

Jahrzehnte sind seither vergangen. Das alte Bezirksschulhaus wurde renoviert, hat seine eindrucksvolle Front bewahrt, sieht im Innern einladender, heiterer aus. Ich hatte der Klasse nach den Ferien, in denen nur die Schulhausfront einen neuen Anstrich erhalten hatte, als Aufsatzthema gegeben: «Unser Schulhaus im neuen Gewande.» Ein Schüler schrieb u. a.: Außen fix und innen nix! Er hatte es nur auf den Bau bezogen, und es war auch so gemeint.

Die Wettersäule mitten auf dem Platz, wo die Kinder fröhlich und ungefährdet spielen konnten, ist verschwunden, wurde beiseite geschoben. Der Platz und die einmündenden Straßen bekamen die gefährliche Gelbsucht durch die Zebrastreifen. Wenn man sang: «Die alten Straßen noch, die alten Häuser noch . . .», stimmt das nicht mehr; denn ein Gewirr neuer Straßen mit Signalen, Bodenhinweisen, Schutzplanken, Brükken, hat Anschluß an die Autobahn gefunden. So wurde die reizvolle landschaftliche Umrahmung der Stadt zum Teil zerrissen. Man hat heute Glück, wenn man nach längerem Warten sicher und ohne erhobene Drohfaust über den gelben Streifen gekommen ist und das Weglein findet, das aus der Enge der Stadt und dem Lärm der vom Auto beherrschten Straßen hinführt in die Stille des Waldes oder in die Weite grüner Wiesenflächen und wogender Getreidefelder.